

7. Sekundärliteratur

Das Alumnat : eine pädagogische Zeitschrift 1 (1912), S. 119-135, 211-220, 237-250, 307-319

2(1913), S. 360-375, 414-425, 451-457

Alumnats-Erinnerungen. Von einem alten Lateiner.

Horn, Ewald

Berlin, 1912-1913

II. Alumnatserinnerungen. (Fortsetzung 3.)

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

A. Abhandlungen.

A. Abhandlungen.

II. Alumnatserinnerungen.

(Fortsetzung 3.)

Von einem alten Lateiner.

Daß Kriege ansteckende Krankheiten in ihrem Gefolge haben, ist bekannt genug. Das Jahr 1866 bescherte uns die Cholera, sie suchte auch mein Heimatsdörfchen heim, so daß am Ende niemand mehr die Leichen bestatten wollte. Ich erinnere mich, daß die letzte auf einem Schiebkarren zum Kirchhof gebracht und rasch verscharrt wurde. Der deutsch-französische Krieg brachte uns die Pocken, von denen die Insassen der Franckeschen Stiftungen, isoliert wie sie lebten, allerdings verschont blieben. Unser abgeschlossenes Leben brachte es aber auch mit sich, daß wir von den kriegerischen Ereignissen nur unvollkommene Kunde erhielten. In die Anstalten gelangte keine Zeitung. Was draußen in der Welt vorging, berührte uns nicht. Keine Ahnung hatten wir von politischen Parteien, hörten wohl einmal aus dem Munde von Stadtschülern die Worte: konservativ und liberal, ohne eine rechte Vorstellung damit verbinden zu können. Unser Geschichtsunterricht schloß die Zeit nach den Freiheitskriegen ja aus. Die Kriege von 1864 und 1866 waren uns noch in frischem Gedächtnis, und Mitschüler aus den neuerworbenen Provinzen, die sich ein wenig antipreußisch verhielten, hatten in diesen Jahren öfters das Gespräch, um nicht zu sagen das Wortgefecht, darauf gelenkt. So war es für uns weder überraschend, noch erschreckend, als es plötzlich hieß: es wird wieder Krieg, diesmal mit den Franzosen. Die Mobilmachung griff insofern in unser Schülerleben ein, als diejenigen Primaner, die das 20. Lebensjahr überschritten hatten, zu den Fahnen einberufen wurden und eine abgekürzte Reifeprüfung, d. h. ohne schriftliche Arbeiten, abzulegen hatten. Auch einige Sekundaner warfen die Schulbücher hin und wählten die Waffen. Wir anderen lenkten jetzt unsere Spaziergänge zum Bahnhofe, um die abgehenden und durchgehenden Militärzüge zu beobachten. Da trafen wir auch einen unserer Lehrer im bunten Rock, der scherzend versprach, uns ein paar gefangene Franzosen mitzubringen. Er ist leider nicht wiedergekehrt, sondern hat bei Beaumont sein junges Leben lassen müssen. Bald langten die ersten Siegesnachrichten an. An dem Lärm, der sich drüben auf der Promenade erhob, erkannten wir Budenschüler immer, daß sich was ereignet hatte, riefen hinüber und bekamen Antwort wie die z. B.: „Der Kronprinz hat Mac Mahon geschlagen.“ Das freute uns denn natürlich sehr, und wir versuchten zu

flaggen, indem wir weißes und rotes Zeug zum Fenster hinaushängten. Indessen gingen unsere Studien ungestört weiter, da keinerlei Zeitungen uns Genaueres sagen durften. Die Hauptentscheidung am Tage von Sedan fiel in unsere Ferien, und als wir zum Winterhalbjahr zurückkehrten, da war schon die Belagerung von Metz und Paris im Gange und das glückliche Ende vorauszusehen. Da war aber auch die Moritzburg in Halle schon voll von gefangenen, zum Teil leichtverwundeten Franzosen, und diesen galten jetzt unsere Besuche an den Ausgehetaen. Die praktischen Übungen, die wir da im Französischsprechen anstellten, hatten freilich nur geringen Erfolg, weil wir entsprechend der damaligen Methode des französischen Unterrichtes und der Mißachtung, die er auf der Latina genoß, wenig dazu vorbereitet waren. Aber wir hörten wenigstens einmal den Klang einer fremdsprachlichen Konversation. Der Fortgang des Krieges, den wir während der Sommerferien hatten verfolgen können, blieb uns nun im Winter wieder verborgen. Die Depeschen, die jetzt am Hauptgebäude der Franckeschen Stiftungen angeschlagen wurden, sagten uns wenig, und Podbielskis stereotype Meldung: „Vor Paris nichts Neues“ erregte allmählich Heiterkeit und ward zum geflügelten Worte. Wie überall, so wurde auch in den Stiftungen für die Verwundeten gesammelt, und so wenig wir auch in die Sammelbüchsen tun konnten, die an den Türen des großen Betsaales aufgehängt waren, es war doch immer eine *δόσις δ'ὀλίγη τε γίλη τε*. Zum Besten der Verwundeten fand sogar unter Leitung unseres Musikdirektors Greger eine Aufführung des Mendelssohnschen Oedipus Coloneus statt, die einen erheblichen Überschuß gab. In Erinnerung ist mir auch noch die Friedensfeier, mit welcher das Winterhalbjahr schloß und bei der der erste Direktor der Stiftungen Kramer selbst die Festrede hielt. Wir hatten sonst nicht Gelegenheit gehabt, den Mann zu hören, da er nur mit dem Pädagogium in engerer Verbindung stand. Von diesem Pädagogium ist bisher noch nicht die Rede gewesen. Es gehört mit zu den ältesten Gründungen A. H. Franckes und wurde schon im Jahre 1696 gleich nach Errichtung der Waisenanstalt ins Leben gerufen als eine Internatschule für Kinder wohlhabender Eltern von außerhalb, die Francken ihre Erziehung anvertrauten. Das im Jahre 1715 aufgeführte fünfstöckige Gebäude liegt in der Längsachse des Vorderhofes, ist aber von diesem durch das quer vorliegende Direktoratsgebäude getrennt. Es war also dies Pädagogium ein Gymnasium und eine Erziehungsanstalt für sich, mit eigenem Lehrerkollegium und unter der unmittelbaren Leitung des ersten Direktors der Stiftungen. Die Schule wurde 1870, nachdem die letzten Abiturienten entlassen waren, geschlossen; das Pensionat blieb aber weiter bestehen. Es hieß kurz „das Pädgen“, und seine Bewohner wurden „Kaffisten“ genannt. Von Anfang an für wohlhabende, zum Teil auch adelige Zöglinge bestimmt, lieferte es gegen eine etwas höhere Pension auch bessere Verpflegung, als sie die „Budenschüler“ genossen. Und dieweil jene im Gegensatz zu diesen Morgenbrot erhielten, so trugen sie den

Namen „Kaffisten“ davon. Es bestand keinerlei Verkehr zwischen Pensionsanstalt und Pädagogium; die Kaffisten hatten auch ihren Garten, die sog. Plantage, für sich und vermischten sich nicht mit uns im Feld- und Waisengarten. Gelegentlich gab's an der Grenzmauer einige Schimpfereien und Reibereien, ohne daß es aber zu größeren Fehden gekommen wäre; man ignorierte einander im allgemeinen. Die Sage ging, daß die Kaffisten auch Fechtunterricht erhielten; gesehen haben wir davon nichts. Nach Auflösung der Klassen des Pädagogiums drückten die jungen Herren mit uns zusammen die Schulbänke der Latina. In Grafs Schülerjahren gedenkt einer derselben, E. von Wolzogen, dieser Zeit in wenig freundlicher und nicht einmal wahrer Weise. Ich nehme an, daß sein Vetter Karl v. W., der nicht auf dem „Pädgen“, sondern auf der „Bude“ wohnte, seine Schülerjahre in dankbarer Erinnerung haben wird. Gern erinnert sich ja auch Bernhard v. Bülow, unser ehemaliger Reichskanzler, des „alten Pädgens“, und von einem anderen großen Staatsmanne, dem Kabinettsrat Friedrich Wilhelms III., Beyme, wissen wir, daß er den Anstalten, die ihn erzogen, sein Leben lang die Treue gehalten hat. Übrigens war die Anzahl der Alumnus des Pädagogiums gering: sie betrug noch nicht den zehnten Teil der Zöglinge in der Pensionsanstalt.

Die Tertianerzeit war die Periode des Überganges vom Knaben- zum Jünglingsalter. Die meisten von uns vollendeten, wenn sie nach Untersekunda aufstiegen, das 16. Lebensjahr. So war es dann auch die Zeit der Entscheidung für die weitere Laufbahn. Manche, die in den unteren Klassen gut fortgeschritten waren, versagten jetzt, während bei anderen der Trieb zum Studium erst erwachte. Ich glaube mich zu erinnern, daß diese Krisis mehr die Stadtschüler betraf als die Hausschüler. In den Unterklassen der Latina überwog die Anzahl der Stadtschüler, von den Mittelklassen an ließ dieses Übergewicht nach, und nicht selten sind unter den Abiturienten mehr Hausschüler und Orphani gewesen als Stadtschüler. Im allgemeinen lag also dem Dasein der Hausschüler die Absicht zugrunde, die Schule durchzumachen. Diejenigen nun, die die kritische Zeit der Mittelklassen überstanden hatten und in die Oberstufe gelangt waren, faßten jetzt das Ziel ernstlich ins Auge. Nunmehr galt es, einen lateinischen Aufsatz machen zu lernen, und wer da nicht mitkam, versuchte sein Heil dann wohl noch auf einer anderen Schule, wo es „leichter“ war.

IV. Senior.

Als Untersekundaner wurde man Subsenior, d. h. zweiter Stubenältester, nahm also teil am Regiment und vertrat den Senior, ihm gleichwohl noch untergeordnet. Zugleich erlangte man den Zutritt zum Waisengarten, der den Schülern aus Sekunda und Prima vorbehalten war. Es dürfte jetzt an der Zeit sein, zu schildern, wie die Studien in den Stiftungen betrieben wurden.

Das ganze Leben drehte sich eigentlich nur um sie. Unterricht, Freizeit, Arbeitsstunden lösten einander in fest bestimmter Tagesordnung ab, und das *Septem horas dormisse sat est* galt für die Oberklassen; oft genug waren es noch weniger. Die Hauptarbeitszeit fiel in die Stunden von 5 bis 7 Uhr, sie war der Vorbereitung auf den Unterricht des nächsten Tages gewidmet. Zu Beginn derselben ließ sich der Senior wohl von den kleineren Schülern die Aufgabenhefte vorlegen und gab ihnen Anweisung über das *τί πρόωτον, τί δ' ἔπειτα*, wenn sie der Nachhilfe bedürftig waren, oder er ermahnte die Säugigen, ihre Schuldigkeit zu tun. Während der Arbeitsstunde herrschte *Silentium*, jeder saß an seinem Platz, und ohne Erlaubnis des Seniors durfte kein Pudel die Stube verlassen. Besuche auf anderen Stuben waren auch den Tertianern nur gestattet zu kurzen Fragen; es sollte eben jede Störung vermieden werden. Gemeinschaftliches Präparieren befreundeter Klassenburschen konnte also nur in der Freizeit stattfinden oder abends nach 9 Uhr, wo das *Silentium* weniger streng beobachtet wurde. Wer Memorieraufgaben zu bewältigen hatte, zog sich dazu wohl in die Kammer zurück; doch ging das nur im Sommer, da die Kammern (Schlafsäle) ohne künstliche Beleuchtung waren. Übrigens wurden dazu auch die Freistunden im Feld- und Waisengarten benutzt. Bis Tertia hin kamen wir mit den vier täglichen Arbeitsstunden bequem aus, es blieb noch Zeit genug zu freier Beschäftigung (Lektüre, Briefschreiben, Zeichnen), doch hatten die Pudel dazu immer erst den Senior zu befragen, der gegebenenfalls auch für Arbeit sorgte. Von einem Nachhilfeunterricht, ohne welchen unsere heutige Jugend vielfach nicht mehr fertig wird, war keine Rede, und Privatstunden gar bei einem Lehrer kamen nur ausnahmsweise vor. Das ist der Vorzug der Alumnate, daß einer dem andern hilft, daß einer des andern Lehrer werden kann.

Zu unserer Zeit bestand noch die Einrichtung der sog. Dozierstunde. Der Nachfolger Adlers hat sie aufgehoben. Sie war altes Herkommen, Jean Paul erwähnt ihrer um 1790 in seinem Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal. Nach meinen Erfahrungen — ich habe diese Dozierstunde sowohl genossen als erteilt — kann ich darüber folgendermaßen urteilen. Die Einrichtung war folgende. Die Sextaner, Quintaner und Quartaner, also die sog. Pudel, jeder Inspektion hatten wöchentlich einmal, gewöhnlich Samstag nachmittags, eine Privatstunde bei einem Schüler der Ober- oder auch Mittelklassen. Die Zuweisung geschah durch den Inspektionslehrer; dabei war Regel, daß die verschiedenen Stuben ihre Schüler tauschten, also daß die Dozierschüler nicht von ihren eigenen Stubenoberen unterrichtet wurden. Gewöhnlich dozierten bloß Sekundaner und Primaner, doch waren die Abiturienten in ihrem letzten Halbjahre davon befreit. In diesem Falle wurden auch schon Obertertianer zum Dienst herangezogen. Jedem „Dozierlehrer“ waren ein bis zwei Schüler zugewiesen; was er mit ihnen treiben wollte, war völlig freigestellt, auch fand keinerlei Beaufsichtigung dieses Unterrichtes

statt, geschweige denn irgendwelche pädagogische Anleitung. Wie ging's denn nun zu in dieser Dozierstunde? Zunächst recht laut, wie man sich vorstellen kann, wenn zwei bis drei mehr oder weniger temperamentvolle Lehrer ihre drei bis fünf mehr oder weniger gleichgültigen oder widerspenstigen Schüler haranguieren. Denn daß die Kleinen diesen Dozierstunden nicht die Bedeutung der Klassenstunden beimaßen und beimessen konnten, lag in der Einrichtung selbst begründet. Der Pudel hatte zwar Respekt vor seinen Stubenoberen, mit deren Art und Weise er durch tägliches Zusammensein vertraut war; nicht ganz so sehr aber fühlte er sich den älteren Schülern der anderen Stuben untertan. Umgekehrt hegten diese Älteren zwar einige Teilnahme für ihre Stubengenossen, deren Klassenleistungen sie ja auch aus täglicher Wahrnehmung kannten, sie standen aber den Jungen von anderen Stuben ziemlich fremd gegenüber. Und so fehlte denn beiderseits der rechte Kontakt. Ich meine also, es wäre ersprießlicher gewesen, wenn diese Dozierstunden möglichst innerhalb der einzelnen Stubenkameradschaften abgehalten worden wären. Was sie aber besonders zu vergiften geeignet war, das war der Penalismus, d. h. die Überhebung und das Machtgefühl der jüngeren unter den „Dozierlehrern“, die als liti sich selbst noch nicht aus der Brutalität der Sklavengesinnung herausgearbeitet und auf dem Standpunkt der Freien erhoben hatten. Ich würde also Obertertianer und Untersekundaner als Dozierlehrer grundsätzlich verwerfen. Anders steht es mit den Schülern der drei oberen Klassen: sie sind verständig genug, um Zweck und Nutzen solchen Unterrichts einzusehen, und werden auch willig Belehrungen darüber entgegennehmen, wenn der Freiwilligkeit des ganzen Geschäftes von seiten der Inspektion Beachtung geschenkt und ihm ein Wert beigemessen wird. So wie die Sache damals getrieben wurde, ist allerdings nicht viel dabei herausgekommen. Immerhin hat es einzelne unter uns gegeben, denen das Lehren Vergnügen bereitete, nachdem sie selbst am Lernen, d. h. an der Beschäftigung mit den Wissenschaften Gefallen gefunden hatten.

Wie griff nun der Dozierlehrer seine Aufgabe an? Ich sehe natürlich von denen ab, die darin entweder eine Last sahen oder eine Gelegenheit zur Auslassung ihrer Roheit. Gewöhnlich wurde der Schüler gefragt: „Was wollen wir treiben? In welchem Fache bist du besonders schwach?“ Bei Sextanern und Quartanern kamen nur Latein und Deutsch in Frage. Zwar begann in Quinta auch das Französische, doch spielte das zu unserer Zeit eine ganz untergeordnete Rolle. In Quarta war die Auswahl der Fächer reicher: es trat das Griechische hinzu und die Mathematik, die, weil sie mit der Arithmetik (nach Kambly) begann, horrende Schwierigkeiten bereitete. Also Latein und Deutsch, daneben Griechisch und wohl auch Mathematik, wenn der Primaner selbst dafür Interesse hatte, das waren die Doziefächer. Im ganzen konnte es sich dabei nur um Repetitionen und Übungen in den Schulpensen handeln. Stellte etwa einer besondere Aufgaben von Stunde zu Stunde, so mußte

er gewärtig sein, daß sie flüchtig oder gar nicht angefertigt wurden; in diesem Falle galt die Entschuldigung: „Wir hatten für die Klasse so viel zu tun.“ Es war also die Dozierstunde zumeist ein planloses Kolloquium, ausnahmsweise gestaltete sie sich zu einem wirklichen Nachhilfeunterricht, wenn einmal ein Schüler zurückgeblieben war. Und doch lag etwas Gutes in der Idee, mochte ihre Ausführung noch so mangelhaft sein. Die Dozierlehrer hatten sicher einen Nutzen davon, die Dozierschüler konnten ihn haben. Für jene galt wie überall das *Docendo discimus*, hier noch in der besonderen Weise, daß wir das Lehren lernten. Natürlicherweise befolgten wir dabei die Methode unserer eigenen Lehrer. Aber indem wir genötigt wurden, anderen etwas klarzumachen, mußten wir uns nicht nur selber klar werden, sondern wir erfuhren auch beim Wechsel der Dozierschüler, daß man dieselbe Sache verschieden anpacken kann und muß. Ich weiß, daß mir diese Schüler-Lehr-tätigkeit später zunutze gekommen ist. Gleichwohl — die Einrichtung war reformbedürftig. Der Nachfolger Adlers hat sich daran versucht, ohne indes was Rechtes daraus machen zu können. Und so ist dann die Dozierstunde später aufgehoben worden.

Für die Primaner reichten nun die gewöhnlichen Tagesarbeitsstunden nur hin, um die laufenden Geschäfte, die Präparationen auf den folgenden Tag zu besorgen. Sie hatten aber mehr zu tun. Nicht nur daß sie im Vorblick auf die Reifeprüfung ihr Schulwissen revidierten und erkannte Lücken auszufüllen sich bestrebten, nein, es erwachte in ihnen auch der Trieb zu freieren, weitergreifenden Studien. Und Anregung boten dazu die lateinischen und deutschen, ja auch die mathematischen Arbeiten, die allmonatlich geliefert werden mußten. Es waren freilich nicht selbstgewählte Themata, bei denen wohl mancher *tempus et oleum* verloren haben würde, aber immerhin boten die in der Klasse zur Auswahl gestellten Aufgaben Gelegenheit, sich nach seiner Individualität in wissenschaftlicher Arbeit zu versuchen. So erinnere ich mich, daß mir das Thema: *Aetas parentum pejor avis tulit etc.*, das Adler beim Eintritt in die Oberprima für den lateinischen Aufsatz gestellt hatte, Veranlassung wurde, Peters römische Geschichte gründlich zu studieren. Ein andermal lautete die Aufgabe: *De Verris in provincia Sicilia vel terra vel mari defendenda et in jure dicendo negligentia, avaritia, crudelitate*, und ihre Lösung setzte die Lektüre der Verrinischen Reden voraus, die unserem Privatfleiß überlassen blieb. Andere Themata werde ich noch in anderem Zusammenhange nennen. Da waren es denn die späten Abendstunden nach 9 Uhr, die solchem Studium vorbehalten wurden. Rückte nun der Tag heran, an dem die Arbeit abgeliefert werden mußte, handelte es sich also darum, das Resultat aufs reine zu bringen, so setzten sich dann wohl die Freunde zusammen, kochten sich um 10 Uhr schwarzen Kaffee, um die Lebensgeister wachzuhalten, und schrieben in die Nacht hinein, oft bis der Morgen graute. Es arbeitete jeder selbständig, aber man half einander im Suchen nach einem

passenden Ausdruck oder in der Prüfung und Schärfung eines vorschwebenden Gedankens. Auf diese nächtliche Arbeiten — man nannte es: „freie Nacht machen“ — bezog sich das Mahnwort: Ἀγρόν καὶ νύκτι πιδέσθαι, das in Kreideschrift über mancher Kammertür prangte. Es wurde befolgt, wenn einem einmal die Lust zur Abendarbeit mangelte, wenn er mit seiner Aufgabe nicht zustande kam oder — wie der Westfale sagt — „den Dreh nicht finden“ konnte; dann ging er zeitig zu Bett, um die Morgenstunden zu gewinnen, und ließ den „Nachtsputz“ zum Wecken antreten.

Neben diesen eigentlichen Schularbeiten blieb immer noch Muße zu selbstgewählter litterarischer Beschäftigung. Es zeigte sich auch hier, wie sonst im Leben, daß diejenigen die meiste Zeit haben, die am wenigsten Zeit haben. Auf die Zeiteinteilung kommt eben alles an, und das ist der Segen, den die Internatserziehung mit sich bringt, daß sie zu weisem Gebrauche der Zeit anleitet. Die Freistunden waren oft horae subsecivae der litterarischen Muße, und im Waisengarten fand mancher ein stilles Plätzchen für seine privaten Liebhabereien. Ich denke da z. B. an jene alte halbhohle Weide, die sich über das Ufer des kleinen Teiches hinneigte und einen gern gesuchten, bequemen Liegestuhl abgab, in welchem sich's so angenehm lesen, denken und träumen ließ. Da beschäftigte sich dieser mit seinem Lieblingsdichter oder -Schriftsteller, jener studierte Harmonielehre, ein dritter trieb Englisch usw. Auffällig wird mir aber jetzt in meiner Erinnerung, daß eigentliche philosophische Lektüre gar nicht getrieben wurde. Das Positive des Unterrichts nahm uns doch wohl zu sehr gefangen und ließ das *θαρσύνειν* im kritischen Sinne gar nicht aufkommen. Freilich muß ich bemerken, daß zu meiner Zeit Plato in der Klasse gar nicht gelesen wurde. Unser Hauptphilologe Christian Muff bevorzugte die griechischen Dichter, und Ciceros hausbackene Moral führte nicht auf erkenntnistheoretische Probleme, die in unserem Geiste Widerhall gefunden hätten. Wenn wirklich einmal in unseren Waisengartengesprächen ein philosophisches Thema spekulativer Art von einem hellen Kopfe angeschlagen wurde, z. B. das irgendwo aufgelesene *Nihil est in intellectu quod non ante fuerit in sensu*, so blieben wir doch bald stecken in einem unkritischen Philosophaseln, stellten Behauptung gegen Behauptung, ohne den Widerspruch lösen zu können, weil wir eben über die philosophischen Grundbegriffe vollständig unorientiert waren. Muff lehrte zwar in Prima die philosophische Propädeutik, aber sie lag ihm offenbar nicht; er quälte sich und uns mit etwas formaler Logik und — langweilte, er, der in anderen Fächern der lebendigste, anregendste Lehrer war. Seine Stärke war Poetik und Rhetorik. Etwas philosophischen Hauch konnte man vielleicht bei Alexander Weiske, dem Gräzisten und Lexikologen, verspüren, aber der stammte noch aus der Zeit der Hegelei, wie folgendes Diktum beweisen mag, das mir von ihm im Gedächtnis haften geblieben: „Jedes Ding existiert nur durch seinen Gegensatz: wir hätten keine Vorstellung vom Tage, wenn wir nicht die Nacht hätten.“

Sicher ist, daß wir auf philosophische Lektüre nicht hingewiesen wurden. Vielleicht war's in jener Zeit des herrschenden Materialismus auch angezeigt. Nun fand sich aber doch einstmals in den Händen eines Primaners der Kraft- und Stoff-Büchner. Wie der betreffende, übrigens sehr befähigte Schüler darauf geraten war, kann ich nicht sagen. Ebenso wenig weiß ich mehr, wie seine Beschäftigung mit diesem dürren Materialisten zur Kenntnis des Direktors gelangte. Aber unserem „Philosophen“ Chr. Muff entstand daraus die Aufgabe, der betreffenden Klasse prophylaktischen Vortrag über Büchner-Voigt-Moleschott zu halten, wobei er tauben Ohren predigte, da außer jenem Verirrten niemand so recht verstand, um was es sich handelte. Wir Idealisten waren weit davon entfernt, die Behauptung, daß die Gedanken Exsudate des Gehirns seien, für etwas anderes zu halten als für einen faulen Witz.

Aus dem Gesagten dürfte hervorgehen, daß unserem dreifachen Aufnahmegelübde in puncto Fleiß nachgelebt wurde. In den Unterklassen hatten wir einfach keine Zeit faul zu sein, und in den Oberklassen kam zur Gewöhnung an Arbeit die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit und das Interesse am Studium. Im Anschluß hieran sei einiges über den Schulbesuch gesagt. In den Oberklassen war er durchaus regelmäßig. Drückebergerei a priori gab's nicht; höchstens kam es vor, daß ein Schwindler in der Klasse, wenn er mangelhaft präpariert war, Unwohlsein vorschützte und sich nach Hause schicken ließ. Er mußte aber sehr dickfellig sein, um die Stichelreden der Mitschüler ertragen zu können. Sonst war des Morgens vor Beginn des Unterrichts die schriftliche Erlaubnis zur Schulversäumnis bei Arzt, Inspektionslehrer und Direktor einzuholen. Das etwas umständliche Verfahren schreckte schon ab, und im allgemeinen traten bloß die Schüler der Unterklassen, seltener die der Mittelklassen den Gang zum Krankenhause an; von diesen nämlich wurde doch schon etwas Mannhaftigkeit im Ertragen leichter Unpäßlichkeit verlangt.

Wer also krank war oder krank sein zu dürfen glaubte, begab sich mit einem Zettel: „N. N. bittet wegen ... aus der Schule bleiben zu dürfen“ aufs Krankenhaus zum „Doktor“. Dieser Morgen-Doktor war ein Mediziner in höheren Semestern, der sich auf dem Waisenhaus in poliklinischer Praxis übte. Gewöhnlich machten die jungen Herren, denen der Frühmorgenbesuch unbequem war, die Sache kurz ab, verstanden wohl auch nicht allzuviel von „inneren Krankheiten“ und unterschrieben den Zettel. Ich möchte aber darauf aufmerksam machen, daß man mit der Wahl solcher „Doktoren“ etwas vorsichtig sein muß. Da war einmal bei uns so ein „sittlicher Student“ stationiert, der den Sitz aller Krankheiten in den Genitalien suchte und die um die Unterschrift besorgten Jungen eigenhändig entblößte. Vielleicht hat er danach die medizinische Wissenschaft mit einer entsprechenden topographischen Doktorschrift bereichert, aber — ungehörig zum mindesten waren seine

Manipulationen. War ein Schüler wirklich krank oder wurde er als Simulant betrachtet, so blieb er im Krankenhaus. Die Verwalterin, eine würdige Matrone, der die wackere und recht energische Magd Karline zur Seite stand, wußte mit Hausmitteln Bescheid und half, bis der um Mittag eintreffende Anstaltsarzt Dr. Hertzberg, der in der Stadt wohnte, bestimmtere Anweisungen gab. Er hatte im allgemeinen wenig zu tun. Schwerere Krankheitsfälle kamen — abgesehen von der Typhusepidemie im Sommer 1871 — soweit ich mich erinnere, nicht vor. Und niemals ist sonst ein Mitschüler von uns zu Grabe geleitet worden.

Am häufigsten waren leichte Augenentzündungen. Die betreffenden Patienten mußten sich dann alltäglich dem Dr. H. vorstellen, der ihnen mit dem Höllensteinstift unter die Lider fuhr. Kurzsichtig wurden die meisten von uns, wohl infolge der schlechten Beleuchtung. Unsere Gaslampen hatten zwar Bunsensche Brenner, aber das Licht war unabgeblendet, grell, so daß sich viele von uns eigens zu dem Zweck konstruierte grüne Pappschirme zum Schutze der Augen über den Kopf zogen. Leider hielten diese Dinger nicht lange. Häufig waren Zahnschmerzen. Als einziges Mittel dagegen kannte man damals nur das Zahnausziehen, welchem Geschäft die Barbieri oblagen. Es gab allerdings in Halle zwei sog. Zahnärzte, doch wird's mit ihrer Kunst nicht weit her gewesen sein. Erst um die Mitte der siebziger Jahre begann die Zahnheilkunde in Deutschland Beachtung zu finden; sie kam dann allerdings weit her, nämlich aus Amerika, und es sind schon Mitschüler von mir gewesen, die hinüberfuhren, um da zu lernen. Auf dem Waisenhouse also kümmerte sich niemand um Zahnpflege; Zahnbürsten waren unbekannt. Es war zwar im allgemeinen üblich, sich früh morgens den Mund auszuspülen, und die Pudel mußten dazu jeden Abend im Winter für Senior und Subsenior die Tassen mit „Gurgelwasser“ in die Ofenröhre stellen, damit es am Morgen nach dem Aufstehen warm gefunden wurde; indes das mochte die Zähne wenig schützen. Es sind noch Jahrzehnte vergangen, bis eine ministerielle Verfügung für die Internate den Gebrauch der Zahnbürste vorschrieb. —

Es war gestattet, die Ferien — ausgenommen die sog. „großen“ Ferien im August und September — in den Stiftungen zu verleben; von dieser Erlaubnis wurde besonders im Winter Gebrauch gemacht, und zwar regelmäßig von denen, die aus fernen Landen waren. Denn so bequem wie heute war damals das Eisenbahnfahren noch nicht, und der Rügenwalder Junge ließ deshalb seine Pommersche Gänsebrust lieber mit der Post nach Halle kommen, als daß er sie sich in mehrtägiger strapaziöser Heimfahrt erreiste. Auch verursachte das Verbleiben in der Anstalt keine besonderen Kosten; es bedurfte nicht einmal der Angabe eines Grundes: die bloße Erklärung, während der Ferien nicht verreisen zu wollen, genügte. Ich habe in den letzten vier Jahren meiner Schulzeit die Weihnachtsferien regelmäßig in den Stiftungen verlebt und mich da sehr wohl gefühlt. Die Dagebliebenen wurden auf zwei bis drei

Stuben in Ferienquartier zusammengelegt, schliefen sich aus, zehrten aus den „Kümmelkisten“ wie Brüder vom gemeinsamen Leben und führten ein behagliches dolce far niente. Das heißt: an Beschäftigung fehlte es uns ja nicht, nur wurden wir nicht beschäftigt. Die obligaten Ferienarbeiten hatten auch die nach Hause Gereisten zu liefern, uns aber machten sie nicht nur kein Beschwer, sondern sie gaben unserem Ferienleben Inhalt, riefen uns immer wieder zur Sammlung und bewahrten uns vor Langeweile. Natürlich waren wir uns nicht ganz und gar selbst überlassen. Gerade in den Weihnachtsferien kamen wir in etwas nähere Berührung mit unseren Vorgesetzten und genossen so etwas von familiärem Umgang, von teilnehmender Liebe und Freundlichkeit bei Adler, Pfaffe und dem Ferieninspektionslehrer. Es wurde für uns nach Möglichkeit gesorgt. „Kalchas“ geizte nicht mit Kohlen, so daß wir hübsch warm saßen, der Speisewirt lieferte sogar etwas besseres Essen, und zwar an beiden Sylvestern, d. h. am Abend vor Weihnachten und Neujahr Heringssalat, auf den wir uns das ganze Jahr hindurch schon freuten. Auch schenkte er uns zu Weihnachten ein Stück Kuchen. Das Schönste jedoch war die Weihnachtsfeier selbst, die wir Budenschüler gemeinsam mit den Orphanis am Abend im Singesaal der Latina begingen. Zur Vorbereitung derselben wurde ein Komitee gebildet, bestehend aus Inspektionslehrern der Pensionsanstalt und der Waisenanstalt und einigen Schülern. Während jene den musikalisch-dramatischen Teil der Abendunterhaltung vorbereiteten, hatten die Schüler die Aufgabe, Geldmittel zu sammeln zum Ankauf nützlicher Verlosungsgegenstände wie Bücher, Schreibmappen usw. Die Waisenhausbuchhandlung stiftete regelmäßig eine Anzahl Bücher. Natürlich wurde auch ein großer Christbaum geschmückt, dessen Glanz ja überall erst die rechte Weihnachtstimmung erzeugt. An der Feier selbst nahmen Adler und Pfaffe selbst teil und noch manche anderen Bewohner der Stiftungen. Sie begann mit Gesang und einer Ansprache Pfaffes, es folgte die Verlosung und sodann eine mit sehr primitiven szenischen Mitteln unternommene Darstellung z. B. des Shakespeareschen Sommernachtstraumes. Getränke etwelcher Art wurden natürlich nicht gereicht; auch ohne sie können Frohsinn und Heiterkeit bestehen. Besonders erfreulich aber war es für uns, daß wir einmal Gelegenheit hatten zu traulicherem Verkehr, zu zwanglosem Gespräch mit denen, die wir sonst mehr fürchteten als liebten.

Solche Gelegenheit bot sich außerdem bloß noch bei dem gemeinsamen Schulausflug nach Thüringen oder in den Harz, zu welchem Adler zuerst im Jahre 1869, dann wieder von 1872 an alljährlich einen Sommertag bestimmte. Ich habe schon erzählt, daß er die allgemeinen Nachmittagsspaziergänge als völlig zweckwidrig abgeschafft hatte. Statt der Turnfahrten nun, die früher die Vorturner allein unter Führung des Turnlehrers Höpfner hatten machen dürfen, führte Adler eine „Turnfahrt“ der ganzen Schule ein. Das war uns etwas so Ungewohntes und Freudeerregendes, daß wir einfältigen Jungen

glaubten, etwas „Extraes“ dazu anrichten zu sollen. Kurz vor der Reise nämlich tauchten mächtige Bast- oder Strohthüte auf, die ein nahewohnender Huthändler zu dem ansehnlichen Preise von zwei guten Groschen verramschte. Indem wir nämlich keine Klassenmützen trugen — das Tragen studentischer Abzeichen war ja in den Schulgesetzen verboten — fehlte es an jeder Spur von Uniformierung und dadurch bekundeter Zusammengehörigkeit. Demnach fiel die Idee, solche Zusammengehörigkeit mittels der fabelhaften Hüte wenigstens auf der Reise zu bekunden und bemerkbar zu machen, auf fruchtbaren Boden. Aber ach! Der „Chef“ spendete ihr keinen Beifall; er hatte keine Lust, Buschklepper in Thüringens Bergen spazieren zu führen, und so mußten wir die Dinger zu Hause lassen. Die erste Fahrt ging nach Weißenfels, Naumburg, Kösen. Auf den verschiedenen Stationen lud der Extrazug die Scharen aus. Jeder Klasse war Marschroute und Mittagsrast vorher bestimmt worden; die Ordinarien führten und andere Lehrer begleiteten. Die zweite Fahrt erstreckte sich etwas weiter nach Kösen, Camburg, Dornberg, Sulza. Es war ein Wandern in zwanglosen Gruppen, kein Marschieren nach militärischer Weise. Freude an Licht und Luft, am Sonnenschein der Felder, am Schatten der Wälder, am Grün der Wiesen, Freude am Freunde, mit dem man den Tag genoß, erfüllte die Herzen; und daß man in der Freiheit der Berge den Lehrern gegenüber auch einmal „eine Lippe riskieren“ konnte, erhöhte noch das Vergnügen. Trommler und Pfeifer waren nicht unter uns, aber wir sangen, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt; das Lied, das aus der Kehle dringt, war Lohn, der reichlich lohnet.

Die Rückfahrt geschah von Kösen aus, und hier trat denn wohl, während wir auf die Nachzügler und den Zug warteten, ein ad hoc gebildeter Schüler-Männerchor zusammen und sang das Gregersche „Hahnenmann, geh du voran“, auch das von einem alten Dresdener Kreuzschüler komponierte „Es liegt ein langer Magister im Wald auf der Mittagsruh“, womit denn der fröhliche Tag seinen schöngeistigsten Abschluß fand. Die beiden nächsten Turnfahrten, die ich noch mitmachen durfte, führten uns in den Harz in die Umgebung von Thale. Dort wagten denn manche Jungen Kletterpartien, die den begleitenden Lehrern Sorge schufen; und ich kann mir denken, wie Adler dem lieben Gott von Herzen dankte, wenn der Tag ohne Unfall vergangen war und er seine Schar von 500 Schülern glücklich wieder nach Halle gebracht hatte.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob solche Massenturnfahrten Zweck haben und zu empfehlen sind. Daß gemeinsames Wandern von Erziehern und Zöglingen fördernd sei, ist eine schon von den Philanthropen (vgl. Salzmann in Schnepfenthal) erprobte pädagogische Erfahrung. Beide treten einander menschlich näher, sind Reisegefährten und darum auf eine gewisse Kameradschaft angewiesen; sie helfen, fördern und behüten einander. Dankbar wird anerkannt, daß der Lehrer-Erzieher sich herabläßt zum

Schülerzögling und sich freiwilliger Mühe um seinetwillen unterzieht, daß er ihm Freude vergönnt und sie mit ihm teilt, ihn auch Ungemach mit Humor ertragen lehrt. Und so wird freiwilliger Gehorsam geleistet aus Neigung, aber auch aus der anschaulichen Erkenntnis, daß Ordnung notwendig sei zum Gelingen der Fahrt. Gestärkt wird der soziale Sinn, das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Gemeinwesen; in jedem wird der Grundsatz der Moral lebendig, daß es darauf ankommt: *neminem laedere, omnes juvare*. Die gemütliche Seite des Menschen, die in den Tagen der Schularbeit leider zu kurz kommt, trägt also einen Gewinn davon, von dem noch gezehrt wird, wenn des Dienstes gleichgestellte Uhr wieder zu strenger Pflichterfüllung ruft. Neben der Ethik profitiert aber auch die Ästhetik von solchen Turnfahrten. Das Leben bedarf der Lebensreize. Gibt es nun wohl reinere und frohere Genüsse, als die an Gottes schöner Natur? Mein Auge sieht, wohin es blickt, die Wunder Deiner Werke! Das Schöne läßt sich ja nicht sagen, nicht erklären, nicht auf der Schulbank erlernen; es kann zwar gezeigt werden, wird aber erst gesehen, nicht erkannt, wenn es empfunden wird. Und diese Empfindung ist sprachlos, sie bricht höchstens aus in Lauten, in Interjektionen, sie ist weniger sinnlich als sinnig. Darum ist es auch nicht angebracht, hinterher nun in der Schule diese der Erfrischung, dem Genusse dienende Ausfahrt der Reflexion unterwerfen und als deutschen Aufsatz in stammelnde Worte verquälen zu lassen. Item der Segen solcher gemeinsamen Wanderungen ist unbestreitbar, nicht bloß für die Schüler, sondern auch für den Lehrer, und wer sich von diesen als Pädagogen fühlt, als Jugendführer, wie er sollte, den wird weder Bequemlichkeit noch Vornehmheit daran Anstoß nehmen lassen. Er wird sich über die Schulfuchssereien erheben und in den Schülern etwas anderes und mehr erblicken, als Gefäße zur Ausgießung seines philologischen Geistes oder zur Verstauung von Lehrbuchhäcksel. Alumnaten mit beschränkter, leicht übersehbarer Schülerzahl sind solche Fahrten besonders zu empfehlen, hier könnten sie auch mehrtägig sein. Für ganze Schulen aber kann nur ein eintägiger Ausflug in Frage kommen. Ich habe später als Lehrer die Erfahrung gemacht, daß wir die Jungen nicht in der Hand behielten, als wir Massenquartier bezogen. Während wir glaubten, daß alle nach dem Tagemarsch sich zur Ruhe begeben hätten, fand sich's, daß eine Anzahl der größeren Schüler den Abend in einem ausgedehnten Symposium verbracht hatte. Unsere Hallischen eintägigen Turnfahrten sind dagegen immer ohne störenden Zwischenfall und zu allseitiger Befriedigung verlaufen.

Ich sagte: das Leben bedarf der Lebensreize. Das gilt auch vom Leben der Schüler in Internaten. Darum ist es gewiß pädagogisch wertvoll, z. B. auf Alumnatsfeste Bedacht zu nehmen und in die saueren Wochen der Arbeit dann und wann einen frohen Festtag einzuschieben. In den Franckeschen Stiftungen gab's freilich derartiges im allgemeinen nicht. Die Weihnachtsfeier, von der erzählt wurde, kam nur den wenigen zurückgebliebenen Ferien-

zöglingen zugute. Und den Geburtstag August Hermann Franckes feierte die Orphanage, d. h. die eigentliche Waisenanstalt allein für sich. Königs Geburtstag wiederum wurde mit einem gemeinsamen Schulaktus festlich begangen, im übrigen hob sich dieser Tag aus den übrigen nur heraus durch ein besseres Mittagessen, das aus sonst nie gebotenem gespickten Rinderbraten mit Salzkartoffeln und einem Stück Kuchen als Nachtschisch bestand. Diese Üppigkeit verdankten wir einer Stiftung des Königs Friedrich Wilhelm IV. und segneten darum sein Andenken. —

Ich habe erwähnt, daß wir keine Klassenmützen trugen. Bunte Farben wurden nicht gelitten, wir trugen wie die Orphani gewöhnlich schwarze Mützen, und zwar bis zum Abgang. Den ersten Hut habe ich als Student getragen. Die Orphani hatten außerdem die herkömmliche dunkle Kleidung, insonderheit die langschößigen Röcke. Für die Budenschüler bestand keinerlei Uniformierung; nur wurde darauf gehalten, daß wir alles Auffällige in Kleidung vermieden. Sogar die Stulpenstiefeln und kurzen Höschen durften nicht getragen werden. Im übrigen war unsere Ausstattung in jenen Jahren doch recht bescheiden. Zwei Anzüge, einen für die Woche, einen zum Sonntag, dazu vielleicht noch eine Turnjacke nebst Turngurt, das war die Kleidung. Überrock kannte man noch nicht. Ob jemand von uns einen Regenschirm besessen hat, ist mir nicht erinnerlich. In den siebziger Jahren kamen sog. „Entoutcas“ auf, mit denen sich dieser und jener für die Turnfahrten ausrüstete. Unterzeug trug niemand, ein leinenes Hemd genügte. Manche besaßen ein Plaid, in das sich, wenn die Temperatur gar zu niedrig wurde, wie häufig im 3. Eingang Nr. 1, wohl zwei zusammen am Arbeitstisch einhüllten. Daß wir bei alledem leidlich gesund blieben, mag manchen wohlgepflegten Jüngling von heute erstaunen. Und im Winter war unsere Lebensweise eigentlich doch recht unhygienisch. In einer ziemlich kleinen Stube atmeten neun Mann; das Gas trug auch zur Luftverschlechterung bei und nun gar noch der Pfeifenqualm! Man sieht: die Jugend erträgt viel.

Doch genug nun von der „Bude“. Betrachten wir nun einmal die Schule, „die lateinische Hauptschule“, wie sie offiziell hieß, oder die Latina, wie sie kurz genannt wurde!